

Ingrid Betancourt, damals Präsidentschaftskandidatin der kolumbianischen Grünen, wurde 2002 von der FARC entführt und fast sieben Jahre gefangen gehalten. Kürzlich sagte sie als Zeugin vor der Übergangsjustiz(JEP) aus. In einem Interview mit SEMANA spricht sie über ihre Erfahrungen als Gefangene der FARC:

Ingrid Betancourt: Während die Männer entwürdigend behandelt wurden, war die Behandlung von uns Frauen pervers

(26.11.2018)

Frage: Kürzlich sagten Sie vor der JEP aus. Glauben Sie, dass Ihre Aussage zur Versöhnung beiträgt?

Antwort: Es war ein schwieriger Moment, aber für mich als Opfer doch wichtig. Es war das erste Mal, dass die kolumbianische Justiz sich für unsere Fälle interessierte. Ich glaube, die Mission der JEP ist sehr wichtig, nämlich die Wahrheit zu ermitteln über Situationen, die historisch, menschlich und politisch sehr komplex sind. Es geht um die Geschichte jedes einzelnen Opfers, aber auch um die des Landes.

F.: Hat man den Frauen den nötigen Raum gegeben, um ihre Version über den Krieg zu erzählen?

A.: Nein. Unsere Gesellschaft hat offensichtliche Überbleibsel des Machotums, vor allem in den Strukturen der Macht, folglich wird die Stimme der Frau lächerlich gemacht und man delegitimiert das weibliche Narrativ. Aber außerdem ist es sehr schwierig, die weiblichen Erfahrungen aus dem Krieg vorzustellen, denn zu der allgemeinen Gewalt und Brutalität kommt die intime, sexuelle und genderspezifische Gewalt, die man öffentlich nicht darstellen kann.

F.: Die Friedensverhandlungen wurden von Männern geführt. Fehlte die Stimme der Frauen in diesem Prozess?

A.: Die Abwesenheit von Frauen auf der Kommandoebene der FARC bedeutete die Abwesenheit ihrer Stimme bei den Verhandlungen. Es genügt nicht, ein paar Frauen auf die Bühne zu stellen, um diese Realität zu ändern. Auf Seiten der FARC gibt es eine große Scheinheiligkeit, wenn sie sagt, sie setze sich ein für eine egalitäre Ordnung, soziale Gerechtigkeit und Chancengleichheit für das kolumbianische Volk und zugleich Frauen in der Guerrilla sexuell ausbeutete. In der Mehrzahl waren es junge Frauen mit Erfahrungen familiärer Gewalt und sexuellen Missbrauchs, welche oftmals nach einer Phase als Prostituierte Zuflucht bei der Guerrilla suchten. Im Kampf, in Gefechten, bei Erkundungsmissionen und bei der militärischen Routine gab es Geschlechtergleichheit. Aber die Verhaltensregeln, die ihnen die FARC auferlegte, verpflichteten sie zu sexuellen Beziehungen zu Kameraden, die diese verlangten; sozusagen als Beweis revolutionärer Solidarität.

F.: Waren sie also in gewisser Weise auch Geiseln?

A.: Die Bezeichnung „Geisel“ passt nicht, denn wir –die wahren Geiseln- waren unbewaffnete Zivilisten. Aber es trifft zu, dass wir eine vage Hoffnung auf Befreiung hatten, sie jedoch nicht. Die Problematik der Frauen in der Guerrilla liegt darin, dass sie einer zweifachen Aggression ausgesetzt sind: Die vom Feind (Soldat oder Paramilitär) im Kampf ausgehende und die vom Kameraden, der es ihr unmöglich macht, eine Familie zu gründen, der sie aber sexuell benutzt. Im Urlaub suchten die Guerrilleros nach „guten Mädchen“, die von ihnen Kinder bekommen sollten. Diese Kinder der Guerrilleras blieben bei der FARC, falls den Müttern erlaubt wurde, keine Abtreibung vornehmen zu lassen.

F.: Hatten diese Frauen Möglichkeiten, in höhere Ränge aufzusteigen?

A.: Während meiner Gefangenschaft sah ich lediglich eine Frau als Kommandeurin. Es gab sehr wenige Möglichkeiten zum Aufstieg und wenn, dann durch Vermännlichung. Solche Frauen behandelten ihre männlichen Kameraden genauso wie die Männer ihre Konkubinen behandelten, also als Sexualobjekte. Diese Art Vermännlichung trifft man in vielen Bereichen an, nicht nur bei der Guerrilla. In der Arbeitswelt tendieren Frauen dazu, feminine Kennzeichen abzulegen, um so Glaubwürdigkeit zu erwerben und in höhere Positionen aufzusteigen.

F.: Und gab es bei den Gefangenen ebenfalls diese Ungleichheit?

A.: Das Problem der FARC war, dass sie nicht nur machistische Guerrilleros waren, sondern auch misogyn, und wir waren die Opfer. Wenn sie die Männer entwürdigend behandelten, dann behandelten sie uns Frauen auf perverse Art. Es herrschte Misstrauen und Feindseligkeit, sie sahen uns als eine zusätzliche Gefahr wegen des Risikos, verführt zu werden. Folglich bestand die Notwendigkeit, die Aggressionen zu verstärken um zu beweisen, dass ein Guerrillero sein Verlangen kontrollieren kann. Die männlichen Geiseln hat man nicht gestoßen oder mit vulgären Worten beleidigt. Man hat ihnen auch auf Märschen kein Bein gestellt oder sie routinemäßig vergewaltigt. Aber die Frauen sehr wohl.

F.: Konnte man dieses Benehmen auch in der täglichen Routine beobachten, wie dem Gang zur Toilette oder beim Duschen?

A.: Ja. Das Problem bestand nicht nur in physiologischen Unterschieden, sondern in der Diskriminierung und Entwürdigung, die man zuließ. Zum Beispiel war es Männern erlaubt, sich beim Verrichten der Notdurft wegzudrehen, aber uns Frauen erlaubte man nicht, hinter einen Baum zu treten. Wir brauchten länger in der Toilette, weil wir mehr Kleidung trugen und aus Scham, aber wenn die Männer fertig waren, ging es weiter und uns blieb keine Zeit für die Toilette. Auch bei der Verpflegung und bei Medikamenten hatten die Männer Vorrang, auch wenn gleiche Bedürftigkeit vorlag.

F.: Wo gibt es mehr Machotum: Im Krieg oder im Frieden?

A.: Im Krieg wie im Frieden gibt es sowohl Elemente der Verunglimpfung als auch der Förderung von Frauen. Zum Beispiel wird in den Streitkräften der USA oder Israels die Geschlechtergleichheit gefördert. Frauen sind unentbehrlich und es zeigt sich, dass Krieg nicht notwendigerweise den Ausschluss von Frauen oder Machoverhalten impliziert. Das Weinen und das Leiden haben kein Geschlecht. Es ist erwiesen, dass Männer und Frauen in gleicher Weise dem Druck des Krieges widerstehen können. Aber in unserer Gesellschaft macht man sich über Männer lustig, die Emotionen zeigen. Auch glaubt man, die Frau sei weniger stark, aber wir wissen, dass das nicht stimmt. Also müssen wir nach den sozialen und kulturellen Bezugspunkten und nach solchen aus der Erziehung und dem Arbeitsleben suchen, die es uns ermöglichen, zur gegenseitigen Ergänzung der Geschlechter zu gelangen; wir sind verschieden, aber nicht von mehr oder weniger Wert. In Kolumbien fehlt es uns daran, uns von vielen Vorurteilen zu befreien.

F.: Welche Rolle kommt den Kolumbianerinnen zu in dieser Phase nach dem Friedensschluss?

A.: Was wir brauchen, ist eine wirkliche Demokratie der Ideen, also einen offener Markt, gerecht und frei, um in Führungsrollen zu gelangen. Von Frauen werden außergewöhnliche Fähigkeiten verlangt, während man Männern Rabatt einräumt. Wir vergeuden die Talente der Hälfte unserer Bevölkerung. Das bedeutet Verarmung. Die Rolle der Frauen in dieser Epoche nach dem Friedensschluss besteht darin, eine ergänzende, aber doch grundlegend verschiedene Vision beizusteuern, welche unsere Geschichte bereichert und nuanciert. Ein solches neues Narrativ ist unverzichtbar, um eine erneuerte soziale Identität zu schaffen, angepasst an Friedenszeiten.

F.: In der politischen Mitwirkung von Frauen gibt es definitiv Fortschritte. Erstmals haben wir eine Vizepräsidentin....

A.: Ja, wir verzeichnen Fortschritte, dank der Frauen, die heute Spitzenpositionen bekleiden. Aber es gibt auch Rückschritte, weil ein Verständnis herrscht, dass diese Frauen wegen ihrer männlichen Qualitäten aufgestiegen sind. Zum Beispiel reden wir bewundernd von einigen „weiblichen Machos“..... Die Herausforderung für uns Frauen besteht darin, Beiträge zu leisten aus unserer Realität als Frauen und nicht lediglich aus einer geschlechtslosen Humanität heraus in Machtpositionen zu gelangen.